

Habemus Papam!

■ CHRISTOPH GNANT / MARKUS KUNZE / THOMAS OLECHOWSKI /
CHRISTINE RAUNIGG

Am 19. April 2005 wurde Joseph Kardinal Ratzinger zum Papst gewählt. Ein kritischer Rückblick auf die ersten vier Jahre des Pontifikats von Benedikt XVI.

Ein großer und zugleich schwieriger Papst hat bei seinem Tod ein ebenso großes wie schwieriges Erbe hinterlassen. In den fast siebenundzwanzig Jahren seines Pontifikats hat Papst Johannes Paul II. die Kirche nachhaltig geprägt und – nicht zuletzt durch seine zahlreichen Auslandsreisen – die Universalität des Petrusamtes deutlicher zum Ausdruck gebracht als irgendeiner seiner Amtsvorgänger. Dass die Katholische Kirche in den Medien heutzutage schlechthin mit dem Papst identifiziert wird, ist sicherlich auch darauf zurückzuführen. Und als das Kardinalskollegium nach Johannes Pauls Ableben einen seiner engsten Weggefährten zum neuen Papst wählte, wurde dies allgemein als Zeichen dafür gesehen, dass die Kirche ihren eingeschlagenen Weg ohne Unterbrechung weiter gehen solle. Doch dieser Papst nannte sich nicht etwa Johannes Paul III., auch nicht Paul VII. oder Johannes XXIV., sondern griff einen Namen auf, den seit über achtzig Jahren kein Papst mehr getragen hatte. So vermittelte Papst Benedikt XVI. gleich in der ersten Stunde seines Pontifikats den Eindruck, er würde zwischen der Zeit vor und nach dem II. Vatikanum verbindend wirken wollen – was ja auch prinzipiell zu begrüßen ist, solange nicht die Grundsätze des Konzils darunter leiden.

Liturgie und Gottesbild

Die Entwicklungen der letzten Wochen haben jedoch deutlicher als je zuvor gezeigt, dass Teile der nachkonziliaren Generation schon seit langem mit Identifikations-schwierigkeiten in dieser, sich stärker zur traditionalistischen Seite hinneigenden,

katholischen Kirche kämpfen. Dieser Kampf ist am deutlichsten im liturgischen Bereich sichtbar geworden. Zwar wird man den Überlegungen des damaligen Kardinals Ratzinger in seinem im Jahr 2000 erschienenen Buch „Der Geist der Liturgie“ über weite Strecken folgen können. Aber ob man nun der gemeinsamen Ausrichtung der Gläubigen nach Osten als Synonym für die Prozession des teilnehmenden Gottesvolkes das Wort redet oder dem geschlossenen Kreis, wenn sich der Priester zum Volk richtet, ist sicher nicht der Kern des Problems. Vielmehr geht es um den daraus entstehenden Wandel des Gottesbildes und die sich daraus ergebende Frage nach Identifikation von Liturgie und Gottesbild. Wie weit kann die Pluralität der liturgischen Formen gehen und trotzdem den einen Gott der Bibel vermitteln?

Denn im letzten Konzil wurden grundlegende, fast schon vergessene Akzente des christlichen Gottesbildes wiederentdeckt. Wesentliche, daraus resultierende Errungenschaften des Konzils, sind der Wille zur Ökumene, die positive Würdigung von anderen Religionsgemeinschaften und das Bekenntnis zur besonderen Beziehung zu den Juden. Die Anerkennung der Religionsfreiheit impliziert einen Gott, von dem wir glauben, dass er jedem Menschen in seinem Gewissen begegnet, und der um die Menschen wirbt und sie nicht zwingen will. Dieses Bild relativiert auch die Heilsnotwendigkeit der Kirche und betont ihre Funktion als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen Gentium 1,1).

■ Im letzten Konzil wurden grundlegende, fast schon vergessene Akzente des christlichen Gottesbildes wieder entdeckt.

Die Autorengruppe, bestehend aus einem Historiker, einem Biologen, einem Juristen und einer Goldschmiedin, ist aus dem ehemaligen „Kreis junger Erwachsener“ des Katholischen Akademikerverbandes Wien hervorgegangen.

■ **Wie weit kann die Pluralität der liturgischen Formen gehen und trotzdem den einen Gott der Bibel vermitteln?**

Konzil in Frage gestellt

Diese grundsätzlichen Fragen nach dem Gottesbild und nach den Aufgaben der Kirche sind es, die den Hintergrund für den – für Außenstehende teils schwer nachvollziehbaren – Streit um die „richtige“ Liturgie darstellen: Als Benedikt XVI. mit dem Apostolischen Schreiben „Summorum Pontificum“ vom 7. Juli 2007 den sog. Tridentinischen Ritus, also die vorkonziliare Liturgie als „außerordentliche Form“ der Messfeier wieder anerkannte, wurde diese Problematik vor allem bei der Karfreitagsfürbitte für die Juden deutlich. Innerhalb der Kirche wird die Zulassung der „alten Messe“ höchst kontroversiell diskutiert. Zwei Interpretationen sind denkbar: Ist die Anerkennung des Tridentinischen Ritus als „außerordentliche Form“ der Messfeier ein Fortschritt in Richtung Vermittlung und Einheit oder vielmehr eine Bestärkung jener Strömungen, die Probleme mit der Kenntnisnahme und Umsetzung des II. Vatikanums haben und dieses als einen Abfall von der authentischen Lehre empfinden?

In diesem größeren Zusammenhang muss das Dekret vom 21. Jänner 2009 gesehen werden, mit dem der Papst die von seinem Amtsvorgänger 1988 ausgesprochene Exkommunikation der vier Bischöfe Bernard Fellay, Alfonso de Galarreta, Bernard Tissier de Mallerais und Richard Williamson wieder zurücknehmen ließ. Das Echo in den Medien war gewaltig, konzentrierte sich allerdings schon rasch auf die kurz zuvor von Williamson getätigten, menschenverachtenden und inakzeptablen Äußerungen zum Holocaust. Die Beteuerung des päpstlichen Presseamtes, der Heilige Vater hätte diese Äußerungen nicht gekannt, offenbarte in erschreckender Weise die Informations- und Kommunikationsdefizite des Papstes sowie der römischen Kurie.

Überschattet wurde dadurch die Frage, welche Bedeutung die Bemühungen des Papstes um Beseitigung des seit 1988 bestehenden Schismas für die weitere Entwicklung der Kirche haben. Denn so

sehr es auch prinzipiell zu würdigen ist, dass sich ein Papst um die Versöhnung mit Exkommunizierten bemüht, so befremdend ist es, dass von einer Reue der vier Bischöfe, die ja Voraussetzung für die Aufhebung des Kirchenbannes ist (CIC can 1347, 1358), nichts bemerkt werden konnte. Hat doch Fellay seinen Anhängern noch am 24. Jänner 2009 versichert, dass er am Antimodernisteneid festhalten wolle und weiterhin „Vorbehalte“ gegenüber dem II. Vatikanum habe. Anzeichen für eine Relativierung der fundamentalen dogmatischen Differenzen zwischen der Piusbruderschaft und der katholischen Kirche seitens der vier Bischöfe sind nicht erkennbar.

Der emeritierte Tübinger Dogmatikprofessor Peter Hünermann hat jüngst in einem Vortrag¹ diese Vorgänge scharf kritisiert und zu Recht auf den Punkt gebracht: „Im Kern geht es um die Frage nach der Autorität des Zweiten Vatikanischen Konzils.“ Indem der Papst offenbar jene begünstigt, die das Konzil in Frage stellen, trägt er zur Untergrabung der Autorität des Konzils bei.

Missverstandene Toleranz

Wenn der Papst hoffte, durch übermäßige Toleranz gegenüber rückwärts gewandten ehemaligen Mitgliedern der Kirche seinem Dienst an der Einheit der Christen zu entsprechen, so scheinen seine Handlungen in der Realität eher das Gegenteil bewirkt zu haben. Schon die Kluft zwischen „Konservativen“ und „Progressiven“ innerhalb der katholischen Kirche bedürfte einer intensiven Bearbeitung (*innerkatholische Ökumene*) in Bezug auf eine gelungene Umsetzung des II. Vatikanums. Die Einbindung traditionalistischer und fundamentalistischer Kreise in diesen Prozess verschiebt das weiter, was als „Mitte“ (was immer das ist) wahrgenommen werden könnte, und macht das gemeinsame Suchen noch schwieriger.

Vor allem die sich als „progressiv“ verstehenden Christen empfinden das II. Vatikanum als den Aufbruch der Kirche in „ihre“ Welt und bedauern, dass die Kirche dort nicht ganz angekommen, sondern, um es mit Helmut Krätzl zu formulieren, „im

¹ Peter Hünermann, *Excommunicatio – Communicatio*, in: *Herder Korrespondenz*, 63. Jahrgang (2009), Heft 3, S. 119–125.

Sprung gehemmt“ ist. Die Konservativen sind mit vielen Entwicklungen, die sie seit dem Konzil beobachten, unzufrieden und zweifeln an der Richtigkeit der Umsetzung. Was aber beiden gemeinsam ist, ist die Überzeugung, auf der gemeinsamen Basis des II. Vatikanums zu stehen. Diesen gemeinsamen Boden sollten wir mit allen Mitteln verteidigen! Es mag sein, dass eine autoritär geführte Glaubensgemeinschaft – gerade in Krisenzeiten – eine höhere Anziehungskraft haben kann als eine, die ihre Mitglieder stets dazu aufruft, das eigene, gebildete Gewissen zum Maßstab des eigenen Handelns zu nehmen. Der Preis ist freilich, dass sich die Kirche zusehends jener kritischen Geister entfremdet, die doch das Salz in der Suppe bilden sollten. Viele tun ihre Meinung kund, indem sie aus der Kirche austreten. Damit lassen sie jene alleine, die um eine Lösung des Problems weiterhin bemüht sind.

„Im Hause meines Vaters gibt es viele Wohnungen.“ (Joh 14,2). Sollte es nicht möglich sein, dass alle, Progressive und Konservative, einander in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptieren und zugleich an dieser einen, katholischen weil allumfassenden, Kirche und ihren Konzilsbeschlüssen festhalten?

Die zum Teil auch innerhalb der Kirche mit unüberbietbarer Oberflächlichkeit geführten Diskussionen zwischen verschiedenen Ansichten über das Glaubensleben verstellen den Blick auf die Realität. Die Kirche steht – jedenfalls in Mitteleuropa – vor der fundamentalen Frage, wie das Wort Gottes in einer säkularen Welt, die das „Katholische“ außer im Folkloristischen weitgehend hinter sich gelassen hat, glaubhaft verkündet werden kann. Es ist Zeit für eine Rückbesinnung auf die Essenz des Glaubens!

Die Minderheit der Christen

„Die Presse“ stellte am 14. 2. 2009 die Frage: „Wie katholisch ist Österreich?“ Ein erschreckendes Bild der nahen Zukunft tauchte auf: Ein Österreich, ein Europa, in dem die Christen nur mehr eine kleine,

gesellschaftspolitisch zu vernachlässigende Minderheit sind, ihr Kern bestehend aus „Fundis“, deren Lebensformen und -ansichten sich diametral von jenen der Bevölkerungsmehrheit unterscheidet, und einige wenige verbliebene „Realos“, die nur mitleidig belächelt werden, weil sie weder richtig in der Kirche integriert sind, noch von der Außenwelt ernst genommen werden. Sind erste Auswirkungen dieser Entwicklung nicht schon jetzt spürbar?

Wenige Tage später setzte der österreichische Episkopat ein Lebenszeichen, das in dieser Intensität sicherlich die meisten überraschte und wohl auch geeignet war, viele zum Bleiben anzuhalten. An dieser Entwicklung hat das zum Teil sehr ungeschickte Verhalten Papst Benedikts XVI. erheblichen Anteil. Konnte er es sich 2007 noch leisten, förmlich zu Kritik an seinem beeindruckenden Buch über Jesus Christus einzuladen, indem er es (auch) mit seinem bürgerlichen Namen zeichnete, so hat die berechtigte Kritik an manchen seiner Aussagen in jüngster Zeit immer schärfere Züge angenommen. Immer wieder musste er einzelne seiner Äußerungen und Entscheidungen „nachbearbeiten“, weil sie missverständlich, vielleicht auch unüberlegt oder für manche Gruppierungen zu provokant waren.

Die selbstbewussten Aktivitäten der österreichischen Bischöfe in den letzten Wochen geben überdies Anlass zur Hoffnung, dass es in wichtigen Fragen, wie Bischofsernennungen, gelingen könnte, mehr Mitsprache der Ortskirche zu erlangen. Immerhin wäre dies auch ein Weg zur besseren Verwirklichung des katholischen Subsidiaritätsgrundsatzes. Eine eigenständigere österreichische Kirchenführung könnte aber auch flexibler auf die spezifisch österreichischen Probleme reagieren und so insgesamt mehr Akzeptanz unter den Gläubigen erlangen. So mag die jüngst entstandene Kirchenkrise durchaus auch ihr Gutes beinhalten. Auch könnte sie für die konzilsverbundenen „Laien“ eine Einladung sein, sich intensiver mit den dadurch angestoßenen Fragen des Glaubens zu beschäftigen und auch intellektuell befriedigende Lösungen zu finden.

■ **Es ist Zeit für eine Rückbesinnung auf die Essenz des Glaubens!**